

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

5.8.1923 (No. 31)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 31



5. Aug. 1923

## Adolf v. Grolman / Das Todesproblem im deutschen Denken und Dichten.

Der Tod ist groß.  
Wir sind die Seinen,  
Wenn wir uns mitten im Leben metuen,  
Wagt er zu weinen  
Mitten in uns.

Mitten in den sommerlichen Jubel klingt für manch Einen das schwermütige Wort von der Blume, die verwelkt, und von dem Gras, das verdorrt und abgehauen wird. Das paßt so recht zu jenem andern Worte, daß wir hier keine bleibende Statt haben. Der Tod wagt mitten in eben diesen sommerlichen Jubel hinein zu weinen, genau so, wie er im Leben des Einzelnen, wie er im Leben der Gesamtheit eines Volkes von Zeit zu Zeit leise aufweint. Es versteht sich von selbst, daß die Gedanken, die in einer Nation über den Tod groß werden, sich ihrerseits wandeln, genau so wie die einzelnen Menschen, welche eben diese Gedanken zuerst ausgesprochen haben. Die Kriegsjahre waren so recht dazu angetan, der Volksgesamtheit dies eindringlich vor die Seele zu führen, was 1915 der inzwischen verstorbene Philosoph Georg Simmel erst in einem kleinen Aufsatz über „Tod und Unsterblichkeit“ und dann in einem großen Kapitel seines kunstphilosophischen Versuches „Rembrandt“ ausgesprochen hatte: daß man die Parzenvorstellungen abtun müsse, wenn man sich darüber klar werde, daß einem Jeden sein eigener Tod eingeboren ist, und daß dieser nicht von außen an ihn herantritt, sondern daß er in ihm groß wird, daß er in dem Einzelnen steckt, wie der Kern in der Frucht. In der deutschen Geistesgeschichte ist das Problem des Todes niemals aus der Diskussion herausgetreten, sei es, daß die eschatologischen Phantasien um das Jahr 1000 Ausdruck gewinnen, sei es im Nachdenken der deutschen Mystiker, sei es zur Zeit der Spiritualisten der Reformationszeit; hier genau so wie im Jesuitendrama des 17. Jahrhunderts und in den philosophischen Spekulationen des 18. Jahrhunderts; immer wieder ist es der Gedanke an Tod und Unsterblichkeit, der durch die äußerlich gar mannigfaltigen und verschiedenen Stile und Kunstformen hindurch sein unwandelbares Recht geltend macht. Sonderbarerweise hat sich die deutsche Literaturgeschichte nicht allzu oft und jedenfalls erst in neuerer Zeit mit den Wandlungen des Todesproblems zu beschäftigen begonnen. Es mag dies daher kommen, daß die bisherige historisierende Geschichtsschreibung sich schonte, ihre historischen Betrachtungen durchdringen zu lassen vom Leben und seinen „lebenswichtigen“ Einzelheiten, die, gerade wenn sie z. B. den Tod anlangen, von der Relativität des Daseins viel leichter und viel elastischer begrenzt werden, als die positiv oder objektiv gemeinten Versuche der historisierenden Schule; mit andern Worten: diese hat sich bezeichnender Weise lange gescheut, die Gegenstände ihrer Forschung aus dem eigenen Lebenskreise herauszutreiben; sie begnügte sich infolge dessen mit Feststellungen einerlei welcher Art, anstatt von Einzelwesen zu Einzelwesen durch die wissenschaftliche Forschung selbst praktisch zu wirken. Aber wenn auch in neuerer Zeit der Begriff: „Leben“ eine so große Rolle spielt, wie von Dis-

they zu Nietzsche und von Stifter zu Schickel und Edschmid, und wenn der Begriff des Lebens vielleicht das hauptsächlich treibende Element des Expressionismus ist: mitten in alle diese gedankliche und gestaltende Lebensfülle hinein ragt das Problem des Todes unbeirrt.

In den letzten Wochen ist im Verlag von Diesterweg in Frankfurt a. M. ein Buch erschienen, dessen Verfasser, der Königsberger Literaturhistoriker Rudolf Unger, mit Mut und großer Zartheit an das Problem des Todes herantritt: „Herder, Novalis und Kleist, Studien über die Entwicklung des Todesproblems in Denken und Dichten von Sturm und Drang zur Romantik.“ Wie wohl kaum ein anderer, ist gerade Unger, dem wir ein literarhistorisches Wunderwerk, seinen „Hamann und die Aufklärung“ (Jena 1911) verdanken, berufen, an dieses so allgemeine und dabei höchst persönliche Thema sich zu wagen, und wenn auch die in oben genanntem Buch zusammengestellten Aufsätze Einzelarbeiten sind, eine innere Geschlossenheit haben sie doch. Unger geht mit Recht von dem Gedanken aus, daß zwischen Sturm und Drang einerseits und der Romantik andererseits der schon oft beobachtete innere Zusammenhang doch wohl einen letzteren inneren Grund haben müsse. Indem er das Todesproblem zum heuristischen Prinzip erhebt, schlägt er die bisher fehlende Brücke. Von Herder über Novalis zu Kleist zeigt er in überaus klaren Ausführungen, wie diese drei Männer, aus ihrer Zeit heraus bedingt und ihrerseits wechselseitig andere wieder bedingend, verschwiegen und eindringlich das Todesproblem umkreisen. Da ist es Herder, der, stets angeregt und stets anregend, auf rationalistischen Gedanken Lessings weiter baut und in seiner Ergänzungsabhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet haben“ das Dokument der deutschen Literatur überläßt, dafür, daß die Zeiten sich gewendet haben. Das magische Verhältnis des Novalis zum Todesproblem ist schon öfters untersucht worden, nicht aber mit solcher Eindringlichkeit und Tiefe, ebenso wie das Verhältnis Heinrich von Kleists zum Tode. Gerade in dieser letzten Untersuchung zeigt sich das tiefe metaphysische Verständnis Ungers für das der Einzelpersönlichkeit Wichtige, welches er mit den Kategorien abstrakter Wissenschaft in muster-gültiger Weise zu verbinden versteht. Dies geschieht dadurch, daß er bei Kleist ein Fortschreiten vom „zum Tode geweiht sein“ zum „reif werden zum Tode“ erkennt und damit in dem „Prinzen von Homburg“ das Drama der inneren Ueberwindung des Todes sieht.

Es ist kein Wunder, daß unsere gegenwärtige Zeit solche ernste Abhandlungen veranlaßt. Die Vertreter der Literaturgeschichtlichen Disziplin werden sich immer entschiedener einer wichtigen Tatsache bewußt: daß es mit der objektiven Erkenntnis und deren schriftlicher Festlegung allein nicht getan ist, sondern daß Art und Zustand des literarhistorischen Forschungstoffes die entschiedene Verpflichtung auferlegt, mit diesen Funden zu wuchern außerhalb einer bloß objektiven Erforschung derselben. Freilich wird dabei niemals eine wis-

fenschaftliche Forschung, die nicht sinnwidrig werden will, es sich damit genügen lassen, daß sie aus den Herrlichkeiten der deutschen Literatur das oder jenes herauspflückt und daraus mehr oder weniger den Modeströmungen unterworfenen Gebilde hinstellt.

Das Problem des Todes ist nach dem Ableben Kleists in der deutschen Literatur weiterhin in ungeahnt hohem Maße zur Geltung gekommen, weniger vielleicht beim jungen Deutschland, als vor allem bei Heine und in der Gegenwart, und dieses unter dem Eindruck des Krieges und des Jahrzehnts vorher. Die Nation hat nur darin ein herrliches Schicksal erkennen dürfen, daß sie sich dessen bewußt ist, daß der Tod in ihr wie in jedem Einzelnen wächst, größer wird und heranreift. Und in dieser Erkenntnis begegnet sie sich mit einem leider selten zitierten Wort Gottfried Kellers, das sich in der Züricher Novelle vom Fähnlein der sieben Aufrechten findet (Jubiläumsausgabe VI, S. 299): „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben umso inbrünstiger liebt; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder

sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir sind? Oder wollt ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschossenen Völkern, er, der die Ägypter, die Griechen und die Römer begraben hat? Nein! ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage umso lebendiger, lebt umso länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, aus Nützlichkeits und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt, ehe er denn dahinscheidet. Dies ist nach meiner Meinung die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit! So muß ich denn gestehen, daß ich alljährlich einmal in schlafloser Nacht oder auf stillen Wegen solchen Gedanken anheimfalle und mir vorzustellen suche, welches Völkerbild einst nach uns in diesen Bergen walten möge? Und jedesmal gehe ich mit umso größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe!“ —

### Konrad Arnold Bergmann / Begegnung.

Was heut' in heller Mittagsstunde mir geschah,  
Unfaßbar mir wie nächtliches Geheimnis scheint,  
Und doch, nichts konnt' ich je natürlicher versteh'n,  
Mein Geist war nie dem Weltgeist inniger vereint!  
Sonst wenn ich durch der Häuser starre Reihen ging  
Und ahnungslos mein überraschter Blick dich traf,  
Mein staunend Auge voll gebendet an dir hing,  
Der Morgenröten schönste du nach dunklem Schlaf!  
Sonst überstuteten beim Anblick deines Bilds  
Glutheiße Schauer mich, daß die Besinnung schwand  
Und ich wie Sankt Hubertus vor des heil'gen Wilds  
Erscheinung still und in der Seele bebend stand,  
Von ferriger Bewund'ring fieberheiß durchflammt,  
Von bluterhigten Wünsch'n bis ins Mark durchwühlt,  
Und doch zugleich zu marmortotem Sein verdammt,  
An Leib und Seele wie die Pole abgekühlt.

War heute ich zurückversetzt in ein'ge Zeit,  
Jahrhunderte, Jahrtausend und noch mehr zurück?  
In eine paradiesische Vergangenheit,  
In ein vollkommenes, einst voll gewährtes Glück?  
Mir schien, wir trafen uns wie stets zur gleichen Stund'  
Fernab von Dorf und Burg, wo einsam singt der Quell  
Dort unterm alten Lindenbaum im Wiesengrund,  
Das edle Fräulein du, ich fahrender Gesell.  
Wir reichten uns, wie's alle Freunde tun, die Hand  
Und schwachten dies und das, doch nichts von Lieb' und Tren',  
Die Worte nehmend im alltäglichen Verstand  
Und die Gedanken gebend ohne List und Scheu.  
Wir schieden voneinander sonder Weh und Wahn  
Und wechselten den Gruß mit menschlich freiem Blick  
Und zogen wie Gestirne jedes seine Bahn,  
Getrennt und doch vereint durch ewiges Geschick.

### W. E. Desterling / Badische Bücherschau.

Nr. 38

Die letzte Bücherschau brachte ausschließlich literarische und belletristische Werke. Ich dachte, diesmal die Erscheinungen der übrigen Gebiete, vor allem die aus der Kunst und Baugeschichte, nachzuholen. Nun hat sich aber das Dichter-Bücherbrett wieder aufgefüllt, und zwar mit einigen sehr erfreulichen Gaben, daß damit der Anfang gemacht werden muß. Da ist zunächst ein neuer Name, der, wenn die Folge hält, was der Erstling verspricht, einmal einen sehr guten Klang haben wird. (Nach Fritz Berger und Albert Schneider ist das nun der Dritte innerhalb kurzer Frist.) Otto Smelin hat bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (auch der Verleger ist Empfehlung) einen Band mit vier Erzählungen erscheinen lassen, die wegen einer motivisch durchgehenden Gestalt „Der Homunkulus“ heißen. Dieser ist die Verkörperung, die Sichtbarwerdung von inneren Seelenvorgängen, in denen das gute Element im Kampf mit Leidenschaft und Trieb obsiegt. Der Homunkulus, obzwar äußerlich ein Afflein, ist ein gutes Eslein, eine Art Schutzengel, ein glücklich erfundenes Gegenstück zu den Unholden in Volkssagen und älteren Erzählungen. Trotz dieses romantischen Einschlags sind nun aber Smelins Erzählungen ganz auf Psychologie gestellt. Sie erzählen spannend und beherrscht von heftigen Leidenschaften, von menschlichen Erlebnissen. Sie erzählen mit prachtvoller Erfindung und packender Einleitung. Sie schildern nicht, sie reflektieren nicht, sie gehen mit Entschlossenheit auf die Darstellung der Vorgänge los. Mit jenem Stilgefühl finden sie den richtig abgestimmten Ton, der dem Zeitalter und dem Ort der Geschehnisse entspricht, die ihrerseits wieder mit reifem Vorbedacht (oder aus sicherstem Instinkt?) den Charakteren, den Menschen angepaßt sind. Dreißigjähriger Krieg, Polen, das Frankreich vor der Revolution, üppige Tropenlandschaft und eine niederdeutsche Kleinstadt geben Hintergrund,OLORIT, Saptou, mißsprechendes Milieu, letzten Endes den schicksalhaften Grund für die wirren Geschehnisse und leidenschaftlichen Kämpfe. In diesem reifen Stilgefühl, das Tonfall und

Tempo bestimmt, sehe ich ein besonderes Charakteristikum der Smelinschen Erzählungskunst. — Behaglich, still-bescheiden, von leiser Wehmut ist dagegen die Heimatgeschichte „Jutta“ von Albert Geiger, die als Reclam-Büchlein Nr. 6391/92 soeben herausgekommen ist. Der Duft unseres badischen Oberlandes liegt über Landschaft und Menschen wohligh ausgebreitet. Ein starkes Heimatgefühl durchdringt die ganze Erzählung, ohne die Gestalten zu idealisieren. Sie haben etwas Weiches, Haltloses, und darin wurzelt ihr Verhängnis. Nur der Begriff „Familie“ ist stark ausgeprägt, und diesem Begriff bringt Jutta ihr Lebensglück zum Opfer, leider ohne die Familie, die in Schulden und Abstieg hineingerät, zu retten. Geigers Pessimismus ist auch die Grundlage dieser schlichten Geschichte, die man als typisches Erzeugnis seiner Feder gelten lassen kann, auch in den beschreibenden Teilen, wo er mit liebevoller Hand Hausrat und Menschen Dinge schildert. — Stimmungsbilder aus dem eigenen Familienleben, mehr anekdotenhaft als wirklich erzählt, ein bißel draußlos geschwäbelt, hat Ludwig Findh in „Seekönig und Graspfeifer“ vereinigt, der Neuausgabe von zwei Bändchen der ehemaligen Zeitbücher, vermehrt um die letzte Geschichte. Auch aus dem Alltäglichen macht Findh noch etwas Poetisches. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der Seekönig ist der Säntis. — In seinem Spiegelganz am Bodensee spielen auch größere Partien von Norb. Jacques' zum Sensationsroman gewordenen „Mabuse“, den ich deshalb nachträglich noch hier einfüge (Berlin, Ullstein). Das Buch umreißt mit fabelhafter Energie den Charakter unserer Nachkriegsperiode mit ihren dunkeln Leidenschaften, ihrem Spekulations- und Spielerwahnsinn und Schiebertum. Aber im Übermaß dieser Energie spinnt Jacques den Faden des Romans gelegentlich allzu unbedenklich. Aber packend bleibt die Vision des Ganzen. — Seinen Dank an den Bodensee, seine langjährige Wahlheimat, hat Jacques in zahllosen Skizzen, Feuilletons und Stimmungsbildern ausgedrückt. Die besten davon hat er nun in einem Buch vereinigt, das bei Reuß u. Jtta in Konstanz

verlegt ist: „Am Bodensee“. Das seelische Erlebnis der unvergleichlichen Landschaft wird hier von einem Schriftsteller festgehalten, dem durch seine Weltreisen der Maßstab des Vergleichs wie wenigen gegeben ist. Was er bringt, ist nicht Reisesführer, sondern dichterisch erlebte Schau. Die Erde und der Geist dieser Landschaft, ihre Geschichte und ihre Bewohner finden hier einen gesättigten Ausdruck. (Weider beeinträchtigen die minder gut gedruckten Bilder die Freude am Buch.) — Ein Wanderbuch „Auf Scheffels Spuren“ von W. Stoewer berichtet zum Teil sehr nett und frisch, zum Teil aber auch recht oberflächlich und etwas schulmeisterlich von einigen Schüler- und Studentenwanderungen an die Schauplätze von Scheffels Dichtungen. (Verlag H. Paetzel, Berlin-Wilmersdorf.) Am besten gelungen sind die Partien im Oberrhein (Bodensteiner), in Thüringen (Staffelstein, Wartburg) und auf dem Tivoli; flüchtig dagegen ist die Reichenau behandelt. Biographisches und Literarisches wird in die Wander-Erlebnisse eingestrichen. Eine allgemeine Einleitung über Schülerherbergen geht voran. — Von Ludwig Findh, der ja nun schon viele Jahre am badischen Bodenseeufer haust, muß ich auch das Ahnenbüchlein erwähnen (Stuttgart, Strecker u. Schröder). Auch hier geht er, wie immer, von der eigenen Familie und Person aus. Aber vom engen Umkreis dehnt es sich in die Weite. Allerlei Blutströme rauschen herein und bringen neue Charaktere, Anlagen, Vererbungen mit. Findh versteht die Kunst, das Vielfältige einfach und anschaulich zu machen. Gelegentlich ist der Ton etwas lehrhaft und selbstgefällig: so wie bei uns, so ist es recht, gut und nachahmenswert, so müßt Ihr's auch machen. Eine Anleitung zu den beliebten genealogischen Forschungen ist Findhs Ahnenbüchlein nicht, aber es zeigt an seinem Beispiel, zu was für netten Einblicken und Überlegungen es führt, wenn man seine Vorfahren kennt und deren Geschichte ergündet. — Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart spricht als Historiker und politischer Kopf Franz Schnabel in seiner (bei J. Volke in Karlsruhe verlegten) Antrittsrede. Niechke hat einmal vom „Nutzen und Nachteile der Historie für das Leben“ geschrieben. Heute, wo wir Geschichte erleben und von ihrem atmosphärischen Druck innerlich und äußerlich gezeichnet werden, ist ein Blick in die narbenreiche Vergangenheit, in die tragische Geschichte Deutschlands ein Mittel des Trostes und der Erhebung. Die Geschichte ist, wie Schnabel richtig, klug und kenntnisreich ausführt, in Zeiten der Not ein Mittel gegen Resignation. Ihr Studium soll ein Quell werden, aus dem besuchende Ströme für unser Leben, Wollen und Wirken fließen, die uns helfen, Bränden über die Gegensätze in unserem eigenen Volkstum zu schlagen. — Getragen von diesem Willen zur Annäherung und Verständigung ist auch die Schrift von Engelbert Krebs (Freiburg) „Die Protestanten und Wir“ (München, Theatiner-Verlag). Die Zeit des Krieges, der Revolution und der Volksverwilderung drängt zur Einigkeit. Möge das Büchlein von Krebs offene Ohren und Herzen finden. — Ein originales Beispiel für die Methode, aus der Vergangenheit Verständnis für die Jetztzeit zu holen, liegt in Professor W. Pauldes vorzüglich ausgestatteten Buch vor: „Steinzeit, Kunst und moderne Kunst. Ein Vergleich“ (Stuttgart, Schweizerbart). Für die alte Epoche bringt Paulde eine umfangreiche und dankenswerte Zusammenstellung des Materials aus Höhlen-Malereien, Gravierungen auf Messern usw. Aus der „modernen“ Kunst sind einige extreme Beispiele aus einzelnen extremen Richtungen als Vergleich herangezogen; der Begriff „moderne Kunst“ ist also sehr eingeschränkt. Da konstatiert nun Paulde gewisse Ähnlichkeiten. Und gewiß mit Recht. Denn wo es sich um Kompositions-Prinzipien handelt (ob nativ oder überlegt), werden Parallelismus, Dreieck, Gegensatz von Senkrecht und Wagrecht usw. immer zum Wesen der Sache gehören. Dies ist gerade das Positive an der Moderne, d. h. am Expressionismus, am Kubismus und an der abstrakten Malerei, daß sie wieder auf die Stillese ausgingen, nachdem Naturalismus und Impressionismus in dieser Hinsicht von Zufälligkeiten abhängig waren und nachdem der Historismus von der theaterhaften Pose und Dekoration ausgegangen war. Das Resultat der Pauldeschen Forschung beweist die Berechtigung der Moderne in ihrem Drang nach einer Bildgestaltung, die nicht bloß Abbild ist. Die einfachsten und selbstverständlichsten Kunstgesetze waren vergessen, und um diese, um Vereinfachung, um Stillisierung handelt es sich bei Steinzeitkunst und Moderne. — In eine Glanzepoche deutscher Kunst führt Hermann Schmitz mit seiner reich bebilderten Arbeit über Hans Baldung gen. Orien (= Künstlermonographien 118). Des ober-rheinisch-alemannischen Künstlers Beziehungen zu Markgraf Christoph von Baden sind ebenso bekannt wie seine Freiburger Hauptleistung,

der Hochaltar im Münster, die Krönung Mariae usw. — Mit dem Altar in der Universitätskapelle desselben Münsters, der von Hans Holbein herrührt, beschäftigt sich P. Ganz in einer großformatigen und gut gedruckten Abhandlung „Hans Holbeins Weihnachtsdarstellung“ (Augsburg, Filser). Er entwickelt die Geschichte des Altars, geht auf den Stifter ein (Hans Oberried aus Freiburg in Basel), auf die Zusammenhänge mit Baldungs „Geburt Christi“ auf dem Hochaltar, und legt schließlich eine sehr einleuchtende Rekonstruktion des ganzen Altars vor, dem er den berühmten „toten Christus“ in Basel als Predella als zugehörig nachweist. — Ein wichtiges, schönes und ausschlufreiches Werk, um das man die Preisgastarbeit beneiden darf, ist der Folioband über die „Freiburger Wahrheitshäuser aus vier Jahrhunderten“, bearbeitet von P. P. Albert und Max Wingenroth, an dem seit Wingenroths frühem Tod auch E. Hamm beteiligt ist (Augsburg, Filser). Der erste Band bringt die Beschreibung der einzelnen Häuser, und zwar in der alphabetischen Reihenfolge der Straßen, nicht topographisch. Der II. baugeschichtliche Teil wird dann die historische Entwicklung zeigen und so erst den richtigen Einblick vermitteln. Die Beschreibung der einzelnen wertvollen Häuser ist ganz sachlich, wissenschaftlich, archivalisch. Dagegen bringen die zahlreichen Aufnahmen den künstlerischen Genuß. Sie vermitteln die eigentümliche Stimmung, die Romantik, die materische Wirkung der Häuser, Stiegen, Höfe und der Innenräume mit ihren Nischen, Öfen und selbst den teilweise prachtvollen Tapeten. So bekommt das Buch nicht bloß lokalgeschichtliche, sondern allgemeine ästhetische und baugeschichtliche Bedeutung. — Noch mehr als Freiburg lockt Heidelberg immer wieder zur Darstellung seiner Geschichte, zur Wiedergabe seiner Schönheit. Otto Cartellieri unternimmt in den „Heidelberger Erinnerungsstätten“ eine Wanderung durch die Jahrhunderte. Die Lage der Stadt, die Bewegtheit ihrer Schicksale, die Vereinigung von Geist und Kunst, von Landschaft und Bauwerk, die im Schloß ihren Sammelpunkt findet, kommen im Text nicht weniger zu ihrem Recht, als in den glänzenden künstlerischen Aufnahmen von Paul Wolff. Ihre Stimmung in Licht und Luft, ihre schönen Einzelheiten, die glückliche Wahl des Standpunkts, der Beleuchtung usw. heben die ausgezeichneten Mezzotinto-Drucke auf eine seltene Höhe. (Verlag W. Ehrig in Frankfurt.) Im Zusammenhang mit diesen großen Bildwerken möchte ich auf die hübsch und mit Sorgfalt zusammengestellten kleineren Albums aus dem Weltenschen Verlag hinweisen. Es liegen ihnen gute photographische Aufnahmen zugrunde, die in Lichtdruck vervielfältigt sind, dem technisch immer noch vollkommensten Verfahren. Es gibt Albums von Freiburg, vom Freiburger Münster, vom Höllental und Feldberg, Baden-Baden und vom Nagoldtal. — Von wichtigeren Stätten Badens sind in dem Stuttgarter Verlag für Kunst und Industrie (Kundi) größere, auf Kunstbuckpapier vorzüglich hergestellte Monographien erschienen, deren Text die Baugeschichte und bemerkenswerte Kapitel aus dem gegenwärtigen öffentlichen Leben behandelt. Da jeweils die berufenen Febern mit der Aufgabe dieser Darstellung betraut werden, ist bei aller Kürze eine gute und zuverlässige Orientierung gewährleistet. In dem Band über Karlsruhe schrieb der Stadtbibliothekar Dr. E. Wischer über die historischen, Stadtbaurat Beichel über die neueren Bauten, Blum-Mess über den Rheinhafen, Dr. Krienen über Handel und Industrie usw. Die einzelnen Aufsätze werden durch vorzügliche Abbildungen illustriert, denen die Größe des Formats zustatten kommt. In ganz gleicher Weise ist Heidelberg behandelt mit Text von Cartellieri, Sillib Lohmeyer usw.; dann Mannheim von Wichert, Fr. Walter, E. L. Sidinger, E. L. Stahl, Hartlaub u. a.; Freiburg mit Arbeiten von Archivdirektor P. Albert, Oberbaurat R. Gruber, Münsterbaumeister Kempf, Universitätsprofessor Finke usw. Jeder Name ist eine Empfehlung. Der besonders stattlich geratene Band über Pforzheim enthält unter anderem einen interessanten Bebauungsplan von Weinbrenner aus dem Jahr 1810 mit zwei großen Halbrund-Plätzen. Der Text von Alfons Kern geht auch hierauf ein und konstatiert mit lebhaftem Bedauern, daß „der große Wurf Weinbrenners vollständig in Vergessenheit geraten“ konnte. (Wir in Karlsruhe lassen uns am Ettlinger Tor den großzügigen Ausbau im Weinbrennerschen Sinn von einem kleineren Geschlecht, das mit all seiner Rechenkunst sich stets verrechnet, zerstören.) Von den Pforzheimer Beiträgen seien noch die von A. Segmiller über Kunst und Kunstgewerbe der Goldstadt hervorgehoben. — Was nun all den erwähnten Bänden aus der Reihe „Deutsche Städte“ des Verlags Kundi eine weitere besondere Note verleiht, ist der umfangreiche Anhang mit den zum Teil recht großen und ausschlufreichen Selbstdarstellungen der be-

beutendsten Firmen und Unternehmen des betreffenden Orts. In Karlsruhe sind außer Sinner, E. Geiger, Grißner, Maschinenbau-Gesellschaft noch viele andere vertreten, die einen interessanten Einblick in ihr Gebiet vermitteln. — Über Pforzheim ist außerdem noch ein hübsches Büchlein für die Schuljugend erschienen „Meine Heimat“ von Anna Prael mit hübschen und zum Teil witzigen Zeichnungen von Herm. Ewerbeck (Pforzheim, Donatus Weber). Der Text erzählt knapp und anschaulich in einzeln abgerundeten Kapiteln das Wichtigste aus Pforzheims Vergangenheit bis zum Weltkrieg. (Auch Sagenhaftes, wie die Mär von den 400 Pforzheimern bei Wimpfen, wurde aufgenommen.) — Unter den illustrierten Drucken literarischer Werke verdient die Neuauflage von Hebel's Schwänken des Rheinländischen Hausfreundes mit den 32 Steindrucken von Dambacher besondere Beachtung. Sie ist in dem Berliner Mauritius-Verlag erschienen, offenbar weil kein badischer Verleger dafür zu finden war. Unter diesem Umstand leidet die Ausgabe, weniger im Äußeren, das sich dem alten Original gut anpaßt, als in der sonstigen Behandlung. Der Neuherausgeber, der wohl irgendwo durch einen Zufall einen der alten seltenen Drucke in die Hand bekommen hatte, merkte sofort, daß hier etwas zu machen sei. Er begnügte sich dann damit, das alte Exemplar zu reproduzieren und gut ausgestattet auf den Markt zu bringen. Als Vorlage diente die Stuttgarter Ausgabe von 1842. Das war schon ein Fehler. Denn die erste Ausgabe ist 1829 in Karlsruhe bei C. F. Müller in einzelnen Lieferungen erschienen. Sie hätte als Vorlage dienen müssen. Sodann findet sich kein Wort über den Zeichner, über seinen Stil usw. Es handelt sich bei Dambacher um eine ganz interessante Künstlerpersönlichkeit mit Humor, Beobachtungsgabe, etwas altfränkisch und manchmal auch ungelent im Habitus, bei dem das erzählende Moment gelegentlich die kompositionellen Forderungen verdrängt. Er ist sehr sorgfältig im Detail und dadurch auch kulturhistorisch wertvoll. In Diefenbachers verdienstvoller Abhandlung über die „Hebel-Illustratoren“ fehlt er merkwürdigerweise auch. Außer zu Hebel hat er noch zu Till Eulenspiegel Federzeichnungen auf Stein geliefert und für die Reihe „Der Rheinländische Bildermann“ noch allerlei geplant. Besonders originell, witzig und im Arabeskenhaften sehr hübsch ist sein satirisches Buch „Mollentopf“, die Lebens-, Liebes- und Examensgeschichte eines jüdischen Studenten. Josef Dambacher war nicht Künstler von Beruf, er war auf diesem Gebiet Autodidakt und Liebhaber. Aber Künstler wie Aug. Moise, Halbentwang, der Hofmaler Frommel ermunterten ihn zur Veröffentlichung seiner privaten Versuche. Er war eigentlich Naturwissenschaftler und als solcher am Lyceum in Nastatt tätig, kam dann später als Historiker an das Karlsruher General-Landes-Archiv, wo er Archivrat wurde, an Mone's Quellenammlung und an der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins fleißig und pünktlich mitarbeitete. Er ist 1794 in Nastatt geboren und im Jahre 1868 gestorben. Über all diese Umstände und das Sonst-Hergehörige schweigt sich der Neudruck aus, der auch die Vollkommenheit des alten Originals technisch nicht ganz erreicht. Aber er hat trotzdem das Verdienst, den Namen Dambacher der Vergessenheit entzissen zu haben. — In ein anderes Gebiet der Kunst und in näherliegende Zeiten verjehen die hübsch und humorvoll erzählten Erinnerungsblätter von Christine Friedlein, die nach ihrer Erstveröffentlichung im „Karlsruher Tagblatt“ als Broschüre erschienen und allen Verehrern der Mottl-Zeit am ehemaligen Hoftheater als freundliche Gabe willkommen sind. (Karlsruhe, Verlag C. F. Müller.) Damit für heute Schluß.

Das Büchlein der Träume von Heinrich Bierordt. (Neuß und Itta, Konstanz). — Zwei Reize vor allem zeichnen das köstliche Traumbüchlein des heimischen Dichters aus, der uns in dieser eigenartigen Veröffentlichung mit schöner Gelichheit und einer beinahe rührenden Offenherzigkeit Einblick in einen Bezirk des Seelenlebens gewährt, in dessen geheime Falten sich nicht gerade jeder Mensch gerne schauen läßt. Es sind dies reiche Fülle des Stofflichen und die daraus äppig erschießende Anregung, auf der andern Seite aber auch die Art der Schilderung, die ungemein zu fesseln versteht. Mag es schon ohne Zweifel recht „interessant“ sein, zu erfahren, wie sich das Weltbild im wachen Dichterauge bricht und widerspiegelt, so will es manchem vielleicht erhöhten Reiz gewähren, Kenntnis davon zu erhalten, wie sich dies Weltbild nun gar im Traume entwirrt, von dem aus immer geheimnisvolle Fäden zur Dichtung selbst gelaufen sind, unterirdische Verbindungsadern, die in dem Unfassbaren des künstlerischen Schaffensvorganges aufzutauchen mit ahnungsvollem Sonderleben. Daß diese geheimnisvolle Beziehung zwischen Traum und Phantasie besteht und in steter Wechselwirkung sich gegenseitig unverkennbar befruchtet, wird auch aus Bierordts Traumaufzeichnungen unverkennbar klar und einleuchtend. Bierordts Träume haben gleich seinen Dichtungen durchaus plastische Konturen, zeichnerische Umrisse, die sehr fest und bestimmt und gleichsam mit dem Stifte festgehalten, weniger mit farbenseligem Pinsel gezeichnet sind. So eignet den einzelnen Traumgesichten ein beinahe novellistischer Reiz, ein ausgesprochener Handlungskern, der sich mit einer gewissen Folgerichtigkeit entwickelt. Dieser feste Umriss der Bierordtschen Träume kränzelt sich an den gleitenden Rändern der Peripherie allerdings nicht ungern zu grotesken Liniensträngen, in denen sich eine bizarre Traumphantasie gefällt. Bierordt ist in seinen Träumen wie in seinen Gedichten in erster Linie Bildner, niemals mangelt den einzelnen Traumepisoden eine gewisse künstlerische Rundung, eine geschlossene Form. Hinter dem Plastiker tritt der Maler und vor allem der Musiker entschieden zurück. Dieser Eigenart der Traum-erlebnisse ist auch ihre äußere Formgebung durchaus entsprechend, silhouettenhaft scharf abgegrenzt, novellistisch gerundet unter prächtiger Herausarbeitung des Wesentlichen. Bierordt, der Lyriker und Balladendichter, entpuppt sich hiermit auch als ein in jeder Hinsicht eigenartiger und ausdrucksstarker Prosaist, der die Sprache bis in ihre feinsten Tönungen und Schattierungen meistert. Den eigentlichen Duft des Büchleins macht entschieden ein köstlicher, oft zwischen die Zeilen heimlich eingestreuter Humor aus, der aus einem tiefen und edlen Herzen aufsteigt. Deshalb werden nicht nur die Freunde und Bekannten des Dichters an dem Büchlein „der Träume“ ihre helle Freude haben, sondern auch der Fernerstehende wird sie empfinden, denn der menschliche Reiz des Wändchens ist lochend genug, um jeden, der Sinn für die Wunderwelt des Traumes und seine sinnbildliche Bedeutung hat, zu tieferer Nachdenklichkeit zu fesseln. Nur hüte man sich vor allzu zerfasernder psychologischer Analyse, denn sie, von jeher eine Feindin des „süßen Traumgewirks, des Künstlerschaffens“, wäre imstande, uns den Genuß so mancher Köstlichkeit zu beeinträchtigen und zu vergällen, und der wird von dem Büchlein reicheren Gewinn haben, der sich ihm mit schöner Unbefangtheit nähert, als jener, der zuvor in analytischem Abreißer Freuds und Steckels Traumdeutungen und andere medizinische Kompendien gewälzt hat. Ich möchte dies eigenartige Traum-bekenntnis eines Künstlers in erster Linie auch als Kunstwerk, als Stoff „zum Verständnis seiner Schöpfung, weniger aber als psychologische Kuriosität“ gewürdigt wissen! Dr. Wilhelm Zentner.

Heinz Zweifel-Brown / Zwei Gedichte.

Rote Rose.

Es flog eine süße Stunde  
durch unsern stillen Raum,  
ich küßt' von deinem Munde  
den hellsten Frühlingstraum.  
Tautropfen fielen nieder  
auf rote Rosenpracht,  
und meiner Geige Wieder  
verschluchzen durch die Nacht.  
Ich muß die Hände heben  
und segnen Stund' und Weib —  
und hab' mein Lied gegeben  
um deinen süßen Leib.

Mädchen.

Sie sind wie junge Blütensterne,  
die jedem Hauche scheu erbeben,  
nach jedem Strahl aus goldner Ferne  
lichtfelig ihre Wünsche heben.  
Wie eines Vogels süßes Lied  
schwingt ihre Sehnsucht durch den Raum,  
in ihren hellen Augen glüht  
von dunkler Sommernacht ein Traum.  
Sie opfern mit den leisen Händen  
das holde Wunder ihrer Not  
und seh'n nicht, wie in stummen Bränden  
ein heißes Herz sich müde lost.